

Hirbast



Schimmert durch den Herbstnebel: Unsere Heimatstadt Iglau.

Hirbast. So hieß der Herbst in der Sprachinsel. Es war die Zeit in der nicht nur in Gottesdiensten in den Dörfern, sondern auch in der Stadt für die Ernte des Sommers gedankt wurde. Der Herbst war nicht nur die (höchste) Zeit der Einbringung der letzten Ernte von den Feldern. Er war auch die Zeit, um die sich zahlreiche Geschichten, alte Sagen und Brauchtümer „rankten“, von denen man abends, nach getaner Arbeit in der „Stubn“ gerne, aber auch oft nur mit einem gewissen schauern erzählte. So z.B. die Geschichte von den zwei Buben, die im großen Wald bei Weißenstein „Klaubholz“ holen sollten, denn es galt ja auch für eine warme Stube im Winter vorzusorgen. Der eine Knabe sammelte dürre Aststücke, der andere trockene Tannenzapfen, als Anzündholz in einen Sack. Bekanntlich ist der Herbst auch die Zeit der reifen Heidelbeeren. Die Buben ließen sich die süßen blauen Früchte schmecken und vergaßen dabei aber nicht nur das Sammeln des „Klaubholzes“, sondern auch die Zeit und kamen zudem immer tiefer in den Wald hinein. Erst als der Abend hereinbrach besannen sie sich auf den Heimweg. Doch welcher Schreck! Sie konnten zwar mit Mühe die Säcke mit dem dürrer Holz und den Zapfen finden, aber den Weg aus dem Wald heraus nicht mehr. Da half alles schreien und weinen nichts. Niemand hörte sie und kein Pfad führte hinaus aus dem Wald. Müde und heiser geschrien krochen sie bis zu den Halsen in einen der Säcke. Nachts erschien ein kleines Männchen mit langem, weißem Bart, beguckte sich verwundert die zwei Knaben, die sich vor Angst nicht zu rühren wagten und brummte kopfschüttelnd: „Siebenmal hab' ich hier schon Wald erlebt und sechsmal Feld, doch Menschen mit zwei Köpfen hab' ich hier noch nicht gesehen. Aber auch wenn Menschen mit drei Köpfen auf die Welt kommen, mein Waldreich werden sie mir nicht entreißen, nie und nimmermehr!“ Die verschreckten Buben, die am nächsten Morgen den Heimweg fanden, erzählten ihr Erlebnis daheim. Fortan gingen die Weißensteiner etwas „ehrfürchtiger“ in den Wald. Doch nicht nur in der Sprachinsel, auch im Land drum herum wurden Geschichten erzählt und insbesondere auch Bräuche gepflegt, ganz ähnlich wie bei uns. Davon erzählt die Geschichte „Der Altweibersommer“, die wir der Zeitung „Landesecho“ entnommen haben und hier veröffentlichen:

Wenn der Altweibersommer im Land Einzug hält, beginnt wohl die herrlichste Zeit des Jahres. Ab Mitte September und meist bis zu seinem Ende, aber durchaus auch manchmal bis tief in den Herbst, herrscht eine

stabile Wetterlage, ein warmes Ausklingen des Sommers. Die Tage sind angenehm warm, die Nächte aber bereits kalt. Die Bäume verfärben sich in den schönsten Herbstfarben, morgens hängt der Nebel in den Tälern, die Spinnweben auf den Wiesen sind mit Tautropfen übersät, tagsüber fliegen Spinnfäden durch die Luft. Man nennt diese Tage auch die fünfte Jahreszeit. Die Bezeichnung „Altweibersommer“ ist erst seit etwa 1800 gebräuchlich. Vorher teilte man die Jahreszeiten nur in Sommer und Winter ein. Den Frühling bezeichnete man als jungen Weibersommer, den Herbst als alten Weibersommer. Dazu gibt es gleich fünf Theorien. Der ersten nach bezeichnet „Weiben“ im altdutschen das Weben und könnte sich auf die Spinnweben beziehen, oder auch auf Fadengespinste, deren Ursprung teils auch Fabelwesen wie Elfen und Zwergen zugeschrieben wurde. Eine zweite Theorie besagt, es gehe hier um die Spinnfäden, die durch die Lüfte fliegen und an den Büschen und Hecken hängen bleiben und an das graue Haar von älteren Frauen erinnern. Drittens könnte das silberne Haar auch von den Nornen, den Schicksalsgöttinnen der nordischen Mythologie, stammen, die es beim Weben der Lebensfäden verloren haben. Die vierte Theorie hält dagegen den Mantel der Jungfrau Maria, den sie bei der Himmelfahrt trug, für den Ursprung der Fäden. Ganz ohne Mythologie oder Religion kommt dagegen die fünfte Theorie aus. Danach ist der Altweibersommer ein zweiter Frühling, der alten Menschen ein neues Verlieben ermöglicht. Um die fliegenden Spinnweben ranken sich zwei Mythen. Sie sollen Menschen, an denen sie hängen bleiben, Glück bringen. Für unverheiratete Mädchen sollen diese Fäden im Haar als Symbol eines Brautschleiers eine baldige Hochzeit verheißen. In der Schweiz kennt man die fünfte Jahreszeit als „Witwensömmerli“, in Polen als „bable lato“, in Tschechien als „babi léto“, in Russland als „babie leto. In Finnland (Lapland) ist der Altweibersommer als „ruska-aika“ bekannt, in Schweden heißt er „britsommer“ und in Amerika nennt man das Phänomen „Indian Summer“.

Erntedank und Kirchweih



Mit dem Spätsommer kommt auch das Erntedankfest. Meistens wird es am 1. Sonntag im Oktober gefeiert. Mancherorts, so wie auf unserem alten Foto von 1928 zu sehen in Hochtann, wurden die Dankmessen auch als Feldmesse abgehalten. So eine Feldmesse zeigt das Foto bei der Kapelle an der Straße von Hochtann nach Deutschbrod. Das Einbringen der Ernte ist in beinahe allen Kulturen ein Grund für ein Fest. Diesen uralten

Brauch pflegten schon in vorchristlicher Zeit die Griechen, Römer und Hebräer. Unsere heidnischen Vorfahren begingen das Fest mit großen Opfern. War die Ernte reich ausgefallen, dankten sie Wodan, dass er die Früchte des Feldes hatte gedeihen lassen und die Menschen großzügig beschenkte. 1773 wurde in Preußen erstmals ein regelmäßiger Erntedanktag eingeführt. Für die katholische Kirche legten die deutschen Bischöfe aber erst 1972 den ersten Oktobersonntag als Erntedank-Termin fest, verbindlich ist dies jedoch bis heute nicht und so ist Erntedank kein Bestandteil des offiziellen Kirchenjahres.

Die evangelischen Christen in Deutschland begehen Erntedank am ersten Sonntag nach dem Michaelstag, dem 29. September. Dieser Festtermin geht auf eine Anordnung des preußischen Königs Friedrich II. aus dem Jahre 1773 zurück. Dabei ist zu bemerken, dass einst der Michaelstag selbst in der Art eines Erntedankfestes begangen wurde. Seit der Reformation sah man in ihm das offizielle Ende der Erntezeit. Die Kirchweih „Kirchweih“, auch Kerwe oder Kirmes und bei uns in der Heimat „Kirwa“ genannt, hingegen war ein Familien- und Volksfest, das für viele Bewohner unserer Heimat das eigentliche Hochfest des ganzen Bauernjahres darstellte. Eine richtige „Kirwa“ dauerte drei Tage und in den alten Zeiten sogar noch länger. In den meisten Dörfern fand die Kirchweih am dritten Sonntag im Oktober, am Tag der sogenannten Kaiserkirchweih, statt. Schon am Freitag begannen die Vorbereitungen. Am Samstag wurde gebacken, geschlachtet und gescheuert. Man erzählt aber, früher habe jedes Dorf an einem anderen Herbstsonntag seine Kirchweih gefeiert. So nahm das Feiern, Schmausen, Tanzen, Trinken und Raufen kein Ende. Man sagt, Kaiser Josef II., dem nachgesagt wird, er sei ein großer Sparmeister gewesen, habe, um dem Einhalt zu gebieten, angeordnet, alle Kirchweihfeste am dritten Oktobersonntag zu feiern.

Der große Tag der Kirmes war der Kirchweihsonntag, denn da kamen schon zum Mittagessen die Kirchweihgäste, Verwandte und Freunde, die während des ganzen Nachmittags mit einem reichen Mahl und allerlei Getränken bewirtet wurden. Am nächsten Tag, dem Kirchweihmontag, wurde das Fest fortgesetzt. Da gab es nach dem Gottesdienst, der diesmal den armen Seelen galt und dem ein Gang auf den Friedhof zu den Gräbern der Verstorbenen folgte, wieder ein Festessen. Am Nachmittag köpften in vielen Dörfern die Burschen einen Hahn. In der Gegend des Bezirks Luditz (Žlutice) gab es dagegen bis 1937 „s Gans-Daschlogn“ als Kirchweihbrauch. In den mährischen Gemeinden köpften die Burschen am Kirchweihmontag den Stär, den Widder. All diese Rituale gingen auf die heidnische Zeit zurück und hatten ein strenges Szenarium. Ab 1935 durfte der Stär aber nicht mehr geköpft werden. Die Behörden untersagten den Brauch und der Stär musste zu einigen Jahren Stallarrest begnadigt werden.

Im Böhmerwald und Südböhmen bekamen die Jungen von ihren Mädchen ein Rosmarinsträußlein geschenkt, wofür sie die Mädchen schon nach dem Hochamt auf den Tanzboden holten. Hier feierten sie einen bedeutungsvollen Brauch, die „goldene Stunde“. Die Paare

tanzen so lange, bis eine Kerze, die zum Trost der „armen Seelen“ angezündet wurde, niedergebrannt war. Dann gingen die Mädchen nach Hause. Am Nachmittag wurden sie dann wieder von den Burschen mit Musik abgeholt. Sie zogen zum Kirchweihbaum, der auf dem Dorfanger aufgestellt war. Zuerst umtanzte der „Platzknecht“ mit der „Platzmagd“ dreimal den Baum. Während der folgenden Tänze schmückten die Mädchen dann ihre Tänzer mit Sträußlein und Bändern wofür sie Lebkuchen und Zuckerwerk erhielten. Im Friedland (Frydlant) hielt die Jugend ein komisches Ritterstechen zur Kirchweih ab und im Niederland jagte sie den „Wilden Mann“.

Bei uns in der Sprachinsel dauerte die „Kirwa“ von Freitag bis Dienstag. Der Freitag und Samstag diente dabei den Vorbereitungen mit Putzen, Schlachten und Backen, der Sonntag war geprägt vom Festgottesdienst, von reichlichem Essen, von Musik und Tanz. Nach durchtanzter Nacht von Sonntag auf Montag zogen die jungen Burschen mit Musik von Haus zu Haus. In der Stube wurde zuerst dem Bauern und der Bäuerin zum Tanz aufgespielt, dann den Söhnen und Töchtern und zum Schluss den Knechten und Mägden. Nach einem nicht immer „stubenreinen“ Tuschlied wurde kräftig gegessen und getrunken. Anschließend machte man sich gemeinsam auf den Weg zum Festumzug. Im Zug schwankte der „Kirwaschimmel“ mit, den ein Bursche im struppigen Pelz an einem Strick führte. Der Dienstag gehörte, wie z.B. der Faschingsdienstag, der Allgemeinheit. Während am Faschingsdienstag „der Bass“ begraben“ wurde, wurde am Kirwadienstag das „Schimmeltestament“ abgehalten, an dessen Ende der Schimmel „erschossen“ wurde. Das war dann das Ende der „Kirwa“-Tage. Zur Kirchweih durften die Dienstboten mittags und abends so viel essen wie sie wollten, was früher nicht selbstverständlich war. Die Iglauer Stadtbevölkerung feierte ihre Kirchweih ganz „brav“ am 11. November, als „Martinikirchweih“. Nach dem Sonntagsgottesdienst gab es „Martinigans“ zum Festschmaus und als Festgebäck die „Martinihörndln“, ein hufeisenförmiges Kleingebäck mit Nussfüllung, das in keinem Haus fehlen durfte. (Rezept Nr. 28, Iglauer Koch- und Backbüchl „Brauchtum in der Küche“ von T. u. H. Höfer). Die Martinsgans gibt es auch heute noch an Martini und in manchen Nachbarschaften wurden bzw. werden zu den November-Treffen noch „Martinihörndln“ kredenzt.

In vielen Gegenden ist es zudem heute noch Brauch, die Früchte des Feldes, Getreide, Obst und dergleichen, auf Altären aufzustellen, damit der Pfarrer sie segnet. Nach dem Segen werden diese Gaben meist an Bedürftige verteilt. Zum Erntedankfest kamen in früheren oft die ganzen Familien und Freunde zusammen, um Käufe abzuschließen, Hochzeiten zu stiften und von der Saat, der Ernte, von der Frucht und vom Vieh zu reden. So war das Erntedankfest auch stets eine Gelegenheit darüber nachzudenken, dass wir ein Teil der Natur sind.

Irene Kunc, die Autorin dieses Berichtes, den wir mit heimatlichem aus der Sprachinsel ergänzt haben, ist Geschäftsführerin des Begegnungszentrums Mährisch Trübau (Moravská Třebová)